

Unseren Eltern

Martin M. Novotny

Ursula K. Wunder

# ERFAHREN

Mit dem Auto durch 30 Länder

Ein Reisebericht ...

... und eine Liebesgeschichte

## INHALT

Vorwort .....	7
EINE ROSE .....	10
IM HAMSTERRAD .....	15
NIESELREGEN .....	26
THE KILLING STREETS .....	44
AUSGETRÄUMT .....	64
DIE LETZTE FRAU .....	75
NIE WIEDER INDIEN .....	85
FERIEN IN SÜDOSTASIEN .....	94
SCHILDERWALD .....	109
ZWEITE ENTSCHEIDUNG .....	153
AFRIKA ZU ZWEIT .....	166
Der elektrische Fluch.....	166
Donne-moi un stylo .....	169
Illegale Einreise in die grösste Sandkiste der Welt .....	173
Reingelegt.....	182
Toubab.....	187
Die lachende Kuh.....	192
MAL(ar)I(a).....	199
Trust in God.....	206
Horizontale .....	210
Die letzten bösen Taten von George W. Bush .....	213
Zu dritt.....	219
Money-Hole in Einzelteile .....	226
Ornithologen in der Sahara ertrunken! .....	229
BLAUE FLASCHEN .....	234

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.ch>> abrufbar.

© 2005 Verlag Baeschlin, Glarus

2. Auflage 2005

Gestaltung und Satz: M. Novotny u. U. Wunder Novotny

Fotos: M. Novotny (falls nicht anders angegeben)

Umschlag: Sanddüne nahe Chinguetti; „verwirrter“ Käfer (Foto: U.

Wunder); Autoren im Dachzelt (Foto: H. Hagmann)

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

ISBN 3-85546-159-7

Besuchen Sie uns im Internet: [www.buch.GL](http://www.buch.GL)

Gedruckt auf umweltfreundlich hergestelltem Werkdruckpapier  
(säurefrei und chlorfrei gebleicht)

## Vorwort

Mein Tagebuch (Martin) war nicht zur Veröffentlichung gedacht. Es war eine Gedächtnisstütze für spätere Zeiten, eine Ausflucht, um keine lästigen Postkarten schreiben zu müssen (ich e-mailte Auszüge regelmäßig nach Hause) und war eine Hilfe, das Erlebte zu verarbeiten.

In Asien und Australien konnte ich mich mit niemandem in der Muttersprache austauschen. Was das Beschreiben von Gefühlen anbelangt, ist eine fremde Sprache unzulänglich – genau genommen auch die eigene. Ich verwendete das Tagebuch, um Gedanken zum Beobachteten und Erlebten niederzuschreiben. Die (manchmal schockierende) Andersartigkeit der fremden Kulturen, das undurchschaubare geschlechterspezifische Verhalten oder die manipulierende Kraft der Religionen. Meine gutgläubige Einstellung zur Welt und zum Leben ist durch die Reise weniger naiv geworden.

Nachdem ich zu den Erfahrungen Abstand gewonnen hatte, wünschte ich, ich hätte ab und zu eine andere Sprache gewählt. Stößt man auf Fremdes, ist niemand gefeit vor rassistischen und intoleranten Gedanken. Die Gefahr besteht darin, diese zu behalten und zu verallgemeinern. Beschimpfungen und Übertreibungen zu Papier zu bringen, halfen mir, das Fremde zu verdauen. Die vielen damit ungewollt beleidigten Frauen und Inder mögen mir verzeihen. Es war mein unbeholfener Ausdruck des Nichtverstehens. Indien und Frauen schenken nur jenen Freude, die sie lieben. Um sie lieben zu lernen, musste ich abschließen und erneut auf sie zugehen.

Neben dem unterhaltsamen Wert ist „Erfahren“ unser Versuch, dem Leser fremde Kulturen verständlicher zu machen, ein Aufruf, zuerst die positiven Seiten zu suchen und ein Anstoß, die eigene Kultur und die Einstellung zum Fremden zu überdenken.

Die Tagebuchauszüge sind authentisch. Aus Gründen der Verständlichkeit haben wir Passagen zusammengefasst, Erklärungen hinzugefügt und den Text sprachlich überarbeitet – sowie vieles gekürzt.

An dieser Stelle möchten wir unserem Verleger Peter Aebli herzlich danken. Er gab uns sowohl inhaltlich als auch gestalterisch völlig freie Hand und unterstützte uns mit seiner großen Erfahrung. Hans Fäh danken wir für die erste Überprüfung. Ohne seine positive Rückmeldung hätten wir uns nicht getraut, unsere Geschichte zu veröffentlichen. Hans Angehrn gilt unser Dank für das Lektorat. Mit seinem feinen Sprachgefühl hat er dem Text den letzten Schliff und Nachdruck verpasst. Besonders danken möchten wir den drei genannten Herren für die vielen Anregungen und ihre selbstlose Hilfe.



Aus MARTINS TAGEBUCH AM 15. APRIL 2003

Der tragische 11. September vor über einem Jahr hatte vielen Leben eine Wende gegeben. Auch mein Dasein erfuhr einen unvermuteten Wandel. Hätten diese Kamikazepiloten nicht die Twin Towers in New York kollabieren lassen, wäre ich heute nicht am westlichen Rand der Sahara. Ich würde noch immer als Suchender umherirren.

Was wäre passiert, wenn ich den Unfall im Iran nicht gehabt hätte, was, wenn ich nicht mehr als vier Wochen wegen der Verschiffung in Kalkutta festgesehen hätte? Zu guter Letzt musste ich noch drei Tage ungeplant in Oodnadatta verbringen, einem kleinen Ort im weiten Outback Australiens. Einem Ort, wo es beinahe nie regnet. Ich saß fest, weil die Straßen wegen Überschwemmungen gesperrt waren. Wäre das alles nicht passiert, wäre ich zur falschen Zeit in Broome gewesen. Ich wäre noch immer ein Frauenfeind mit der festen Überzeugung, dass es für mich keine Liebe gäbe. Anders wäre es auch gekommen, wenn ich statt des alten Toyota LandCruisers einen Nissan Patrol oder Landrover Defender um den Globus gefahren hätte.

Diese weitläufigen Verstrickungen erinnern mich an die Chaos-Theorie. Ein mathematisch-physikalisches Konstrukt, das tatsächlich beweist, dass ein Flügelschlag eines Schmetterlings auf den Komoren einen Hurrikan in Florida auslösen kann.

Ich habe den Schmetterlingseffekt der Liebe erlebt!

## EINE ROSE

Ursula sollte einen besonderen Heiratsantrag bekommen. Einzigartig musste er sein. Einzigartig wie die Geschichte, die dieses Buch erzählt. Martin hatte lange an der Umsetzung seines Entschlusses gearbeitet. Es erforderte viel Organisation, bis das verliebte Paar endlich auf der Sanddüne nahe Chinguetti saß, inmitten der unendlichen Wüste Mauretaniens. Die Sonne senkte sich und das Licht tauchte die Dünen in ein warmes Orange, als Martin seiner Ursula eine rote Rose überreichte. Mit dieser Frau wollte er gemeinsam durchs Leben tanzen. Während er Ursula seinen Antrag machte, lachten und weinten ihre Augen vor Freude zugleich. Eine schönere Antwort hätte sie Martin nicht geben können.

Die Rose hatte einen weiten Weg zurückgelegt und es war nicht leicht gewesen, sie zu beschaffen. Wer braucht eine Rose in der Sahara? In einem Land, wo es nicht genügend Wasser gibt, um allen Durst zu stillen? Die Blume dieser Geschichte war mit einem Flugzeug aus Europa gekommen. Sie war für eine Mitarbeiterin der deutschen Botschaft bestimmt gewesen. Die Angestellte der Landesvertretung gab gerne die eine Rose aus ihrem großen Jubiläumsstrauß, als sie hörte, wofür sie gebraucht wurde. In einer Kühlbox ließ Martin das kostbare Gut nach Ouadane transportieren. So überlebte die Blüte die sengende Mittagshitze. Das Thermometer kletterte in diesen Tagen auf über 40 Grad Celsius.

Martin und Ursula hielten sich zu dieser Zeit nahe der alten und geschichtsträchtigen Oasenstadt auf. Ouadane war im elften Jahrhundert ein Karawanenstützpunkt und bedeutender Handelsplatz für Datteln, Salz und Gold gewesen. Heute zeugen nur noch ein paar verfallene Mauern vom Ruhm vergangener Zeiten. Nahe den Ruinen, in einem engen Wadi<sup>1</sup>, befand sich das Lager einer kleinen Forschungsgruppe. Vogelliebhaber beschäftigten sich mit dem Singvogelzug über die größte aller Wüsten, der Sahara. Mit einem ausgedienten Radargerät der Schweizer Armee beobachteten, verfolgten und zählten die Forscher die kleinen, fliegenden Geschöpfe auf ihrer unglaublichen Reise zurück nach Europa. Das frisch verlobte Paar half freiwillig bei dieser Grundlagenstudie mit.

Die rote Rose traf in der Kühlbox im Camp der Ornithologen ein. Ursula und Martin nahmen zwei Tage frei, um einen Ausflug zu machen. Sie fuhren über die holprigen und staubigen Sandpisten nach Chinguetti, einer der sieben heiligen Städte des Islam. Dort beschlossen die beiden, nach der hinter ihnen liegenden, um vieles längeren Reise, zu heiraten. Der 25. März 2003 war der vollkommene Nachmittag für diesen Entschluss. Das Licht der untergehenden Sonne legte die Choreografien des ruhelosen Windes frei, die

tagsüber durch ihr grelles Licht verborgen blieben. Die Sonnenstrahlen trafen ungehindert auf die makellos geformten Sanddünen der Sahara. Kein Staubkorn trübte die Luft.

Vor mehr als 16 Monaten war Ursula in Martins Leben getreten, ohne zuvor angeklopft zu haben. Es war der 13. November 2001. Ursula tingelte mit ihrer Freundin und einer holländischen Anhalterin in einem alten Nissan Bluebird durch Westaustralien. Auf einem Campingplatz im kleinen Küstenstädtchen Broome kam der Wagen zum Erliegen. Er wollte nicht mehr anspringen. Der Starter hatte ausgedient. Martin versuchte den dreien zu helfen. Zum Dank spendierten die Frauen noch am selben Abend ein paar Flaschen Victoria Bitter<sup>2</sup>.

Ursula hatte sich an diesem Morgen den Geländewagen ansehen wollen, der ein paar Campingfelder weiter am Vorabend seinen Platz gefunden hatte. Es war dasselbe Modell wie ihres zu Hause in der Schweiz. Sogar die gleiche Farbe. Nur war dieses Gefährt in Broome ausgerüstet für eine Weltreise. Sie nahm bei ihrer Inspektion weder das Schweizer Kennzeichen, noch den im Schatten sitzenden und Kaffee trinkenden Martin wahr. Zu Anfang interessierte sie sich nur für das Dachzelt, das hochgelegte Fahrwerk und die vielen praktischen Extras des Wagens. Sie träumte davon, ihren Toyota daheim genau so auszustatten, um damit auf eine lange Reise zu gehen.

Schnell kamen die beiden Globetrotter ins Gespräch und verstanden sich auf Anhieb. Martin entdeckte Seiten an Ursula, die für ihn bis anhin absolut frauenuntypisch gewesen waren. Er staunte über die junge Gesprächspartnerin, die er wenig später unter ihrem Nissan Bluebird mit Öl verschmierten Händen vorfand. Sie war eine bildschöne Frau, groß gewachsen, mit langen blonden Haaren und lag unter einem Auto? Der Weltenbummler hatte die Emanzipation völlig anders erlebt. Bislang hatte er nur Frauen getroffen, die zwar auf Gleichberechtigung bestanden, sich aber ihren zu schwer gepackten Koffer von einem Mann tragen ließen. Auch dieses weibliche Geschöpf sollte erwartungsgemäß ihre Bluse um einen Knopf weiter öffnen und ein paar Tränen fließen lassen. Sie würde nicht lange auf die Hilfe eines Gentlemans warten müssen.

Was war das für ein neuer Trick, den diese Frau da anwandte? Er funktionierte. Wenige Minuten später lagen sie zu zweit unter dem Kombi, aber auch die gemeinsamen Mühen vermochten den Starter nicht zum Laufen zu bringen. Der herbeigerufene Autoelektriker baute das Teil schließlich aus und reparierte es in seiner Werkstatt.

Paul, ein Schotte und Martins Reisegefährte seit dem südlichen Australien, hatte die Geschehnisse des Nachmittags dezent aus dem Hintergrund

mitverfolgt und schüttelte amüsiert seinen Kopf. Wie viele Nächte hatten er und Martin am Lagerfeuer verbracht, über die Tricks der Frauen und ihre gnadenlose Männermanipulation diskutiert und sich maßlos darüber geärgert? Und jetzt schien es, als wäre der Frauenverächter auf bestem Wege, in eine weibliche Falle zu tappen!

Ursula wollte am nächsten Tag ins Outback aufbrechen. Ein Muss unter den Sehenswürdigkeiten im westlichen Teil Australiens ist der Karijini Nationalpark. Für dessen Erkundung wird ein allradgetriebenes Geländefahrzeug empfohlen (wie für fast jede staubige Straße dieses Kontinents!). Darin lag für die Bluebirdfahrerin ein Problem, dem sich zu stellen sie nicht wagte. Ihr Wagen kratzte hörbar am Oldtimeralter. Abgesehen davon fehlte die zweite Antriebachse. Mit dem LandCruiserfahrer im Rücken, der eventuell abfallende Autoteile einsammeln und im Notfall als Abschleppdienst fungieren konnte, sah die Sache für sie besser aus.

Martin willigte ein. Gemeinsam entdeckten die beiden in den folgenden Wochen weitere Wunder und Schönheiten des Roten Kontinents. Sei es am Eighty Miles Strand, beim Beobachten von Eier legenden Riesenschildkröten oder in der Turquoise Bucht, beim Schnorcheln und Seele baumeln lassen. Je mehr die beiden miteinander unternahmen, desto stärker wurde ihre Zuneigung. Martin versuchte sich anfangs zu wehren, doch er hatte der Liebe zu Ursula nichts entgegenzusetzen. Sie indessen wusste nicht, ob es mehr als ein Urlaubsflirt war. Zu oft hatte sie erlebt, dass die Romantik der Urlaubsiebe mit dem Überqueren des Schweizer Zolls im Ferienland zurückblieb.

AUS MARTINS TAGEBUCH AM 13. DEZEMBER 2001

*Am späten Nachmittag fuhren Ursula und Anita ab. Sie werden in ein paar Tagen nach Hause fliegen und zuvor noch Freunde in Perth besuchen. Wir hielten den Abschied kurz. Es blieb ein Gefühl der Leere zurück.*

*Fairerweise muss ich die verallgemeinernde Darstellung meines Frauenbildes revidieren. Es gibt Frauen doch denkend. Sie können Entscheidungen treffen oder einen Reifen wechseln, auch wenn der Mann gleich daneben steht. Viele sind es dennoch nicht. Es ist schön, solch einer Seltenheit begegnet zu sein.*

*Jetzt ist aber Schluss, sonst könnte man ja denken, ich sei ernsthaft verliebt ...*

Keiner der beiden wagte, den anderen zu halten. Ursula flog wie geplant noch vor Weihnachten zurück in die Schweiz. Sie wollte in Ruhe über eine gemeinsame Fortsetzung von Martins Reise nachdenken. Dieser nutzte die Zeit der Trennung, um die möglichen Entwicklungen seiner Abenteuerfahrt gegeneinander abzuwägen.

AUS MARTINS TAGEBUCH AM 24. DEZEMBER 2001

*Die zweiten Weihnachten auf Reisen. Am Morgen wurden wir unsanft von einer Horde Touristen geweckt. Meine Augen waren noch vom Schlaf der geräuschlosen Nacht verklebt, als wir lauthals mit den üblichen Fragen bombardiert wurden. Die Deutschen fragten in militärischem Ton: „Wie viel hat das gekostet“, und die Schweizer mit diplomatischer Stimme: „Wie lange hat das gedauert“, weil sie die Weltkarte mit meiner eingezeichneten Reiseroute am linken, hinteren Fenster des Toyotas entdeckt hatten. Geld und Zeit sind scheinbar noch immer die bestimmenden Faktoren in meiner Heimat. Heute waren zumindest keine Amerikaner dabei. Die wollen immer wissen, wie oft ich bei der Durchquerung der islamischen Länder angeschossen wurde. Auch die Japaner blieben aus. Für sie hätte ich noch vor dem Frühstückskaffee vom Dachzelt aus in ihre Digitalkameras lächeln müssen.*

*Ohne weitere Zwischenfälle schafften wir den endlos geraden Weg aus der Nullabor Ebene und fuhren weiter die Eyre Halbinsel entlang. In der Streaky Bucht fanden wir einen netten Campingplatz am Strand. Als ich unter der Dusche stand, unterhielten sich zwei Australier lautstark von einer Kabine zur anderen. Ich hatte noch keiner solch primitiven Konversation beiwohnen müssen. Jedes zweite Wort war „Fucking“ oder „Bloody“. Im schlimmsten australischen Slang wurden armselige und dreckige Witze gerissen. Es wird Zeit für mich, den Kontinent zu wechseln. Ich denke, ich habe die schönsten Plätze Australiens gesehen, bleibende Freundschaften geschlossen und möchte mir diese Erinnerungen nicht durch die, wie mir scheint, fehlende Kultur im Land verderben lassen. Vier Möglichkeiten stehen mir offen:*

- 1) Die Verschiffung nach Südamerika. Für den gesamten Kontinent brauche ich mindestens zwei Jahre. Die Kosten würden explodieren. Alleine mich und das Auto dorthin zu verfrachten belastet mein Budget mit rund 5'000.— US\$. Zu diesem Preis bekomme in den USA ein gleichwertiges Gefährt.*
- 2) Das Auto offiziell in Australien verzollen, verkaufen und nach Hause fliegen. Die Variante wäre die kostengünstigste und einfachste, raubt mir aber das Erlebnis, in die Heimat einzufahren. Ich bekäme Depressionen, von einem Tag auf den anderen in den alten Trott gestoßen zu werden.*
- 3) Die Verschiffung nach Japan. Von dort soll eine Fähre nach Wladivostok gehen. Der Rückweg über Sibirien und die Mongolei wäre ein Abenteuer und würde sich lohnen. Die Nachteile liegen auf der Hand. Ich müsste bis Mai auf den Beginn des Sommers in der nördlichen Hemisphäre warten. Laut meinem Kartenmaterial gibt es keine durchgängige Straße, nur die Transsibirische Eisenbahnlinie. Generell ist es schwierig, Informationen über diesen Teil Russlands zu beschaffen. Diese Variante birgt jedoch einen großen Reiz: Ursula spielt mit dem Gedanken, mich auf dieser Etappe zurück in unsere gemeinsa-*

me Heimat zu begleiten. Ihren Toyota kaufte sie ursprünglich für eine Reise durch Russland.

- 4) Die Verschiffung nach Südafrika und Rückreise über die Ostküste des Kontinents, der arabischen Halbinsel und des Ostblocks. 14 Länder, mitunter Krisengebiete, müssten durchquert werden. Nähere Informationen möchte ich erst einholen. Zumindest könnte ich gleich abfahren und muss nicht wegen des Klimas die Fortsetzung der Reise verzögern.

Ich favorisiere derzeit die Varianten drei und vier. Die nächsten Tage werde ich nutzen, um genauer darüber nachzudenken. Wer weiß, zwei Monate zuvor, lag für mich noch Südamerika an erster Stelle.

Martin musste eine Entscheidung treffen, deren Tragweite so bedeutsam war, wie jene, die er vor eineinhalb Jahren getroffen hatte. Damals, im Sommer 2000, hatte er sich für den Ausbruch aus dem Alltagstrott und für eine große Reise entschlossen.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Ausgetrockneter, talförmiger Flusslauf in Wüsten.

<sup>2</sup> Bier aus Victoria/Australien.

## IM HAMSTERRAD

Aufgewachsen in Wien, maturierte Martin an einer technischen Schule und beschloss anschließend, mit neunzehn Jahren, sein Elternhaus zu verlassen. In Leoben, der zweitgrößten Stadt der Steiermark, studierte er Kunststofftechnik an der in Fachkreisen bekannten und renommierten Montanuniversität. Plastik würde der Stoff der Zukunft sein. Eine bombensichere Ausbildung.

Gleich im ersten Semester lernte er Christine kennen, mit der er bald darauf zusammenzog. In kürzest möglicher Zeit schloss Martin sein Studium mit Auszeichnung ab und bekam daraufhin eine Anstellung als Universitätsassistent angeboten. Alles schien perfekt! Beruflich arbeitete er an seiner Dissertation<sup>1</sup>, privat wurden rege Hochzeitspläne geschmiedet und über die Familiengründung nachgedacht. Für ihn war die Zukunft geregelt. Er würde ein Familienvater mit Haus im Grünen, einer gut bezahlten Anstellung und einem schwarzen Mercedes in der Doppelgarage werden.

Unerwartetes hat die lästige Eigenschaft, sich weder anzumelden, noch auf einen idealen Zeitpunkt zu warten. Christine eröffnete ihm eines Abends, sie hätte jemand anderen gefunden. Die geplante Hochzeit und der Kinderwunsch wären ihrerseits ein letzter Versuch gewesen, eine Partnerschaft zu retten, von der Martin nicht wusste, dass sie gerettet werden musste. Christine konnte ihm nicht erklären, warum sie ihn verlassen wollte. Sie wusste es selbst nicht. Alles Reden blieb erfolglos. Martin war zu sehr Mann und Christine zu viel Frau. Er analysierte und sie fühlte.

Martin suchte nach Antworten für das Scheitern seiner Beziehung. Konnte sie ihn sprichwörtlich nicht mehr riechen? Zoologen hatten herausgefunden, dass Frauen sich ihren Partner unbewusst nach dem Geruch aussuchen<sup>2</sup>. Sie wählen mit Hilfe des Geruchs einen genentfernten Partner aus (Prinzip der genetischen Diversität). Wenn jedoch die Antibabypille im Spiel ist, wird dem biologischen Auswahlverfahren Falsches vorgegaukelt. Dies hat mit der Funktionsweise des Verhütungsmittels zu tun. Das beliebte Hormonpräparat täuscht dem Körper eine Schwangerschaft vor. Anstelle eines genentfernten wählt die Frau dann einen genverwandten Partner, um sich damit, da vermeintlich schwanger, im Schosse der Familie zu wissen. Christine hatte die Antibabypille schon beim Kennenlernen und „Aussuchen“ von Martin verwendet. Sieben Jahre später wollte sie ein Kind. Sechs Monate nach Absetzen der Pille schritt sie so schnell wie sie gekommen war aus Martins Leben. Sie hinterließ bei ihm die erste tiefe Frauennarbe. Wie vielen anderen ist Ähnliches widerfahren? Vielleicht war es aber nicht der Geruch, sondern das verflixte siebte Jahr.

Kummer, Schmerz, Wut und Leere folgten. Wofür eine Doktorarbeit fertig stellen? Niemand war mehr da, der sich mit ihm über seine Erfolge freute, auf ihn stolz war oder ihn bewunderte. Martin verbrachte mehr Zeit in den wenigen Kneipen des ohnehin trostlosen Leobens als hinter seinem Schreibtisch. Er versuchte das rätselhafte Verhalten der Frauen zu ergründen und die gewonnenen Erkenntnisse zu seinem eigenen Vorteil zu nutzen. Von oberflächlichen Affären ermattet und unerfüllt, schien es Monate später einen Augenblick der Hoffnung zu geben.

Sie war Medizinstudentin und ein paar Jahre jünger als er. Nach der ersten Euphorie waren die Schmetterlinge im Bauch bald verflogen. Dann fielen nur noch ihre negativen Seiten auf. Es waren Kleinigkeiten, über die er bei seiner vorangegangenen Liebe mit Leichtigkeit hinweggesehen hätte. Er glaubte die Systematik und die durchtriebenen Spiele der Frauen erkannt zu haben, mit deren Hilfe sie sich die Männer hörig machten. Frauen bogen sich ihre Männer zurecht. Benehmen, Kleidung, Parfum, Frisur, selbst die Qualität und Quantität der Flüssigkeits- und Nahrungsaufnahme der männlichen Gefährten unterliegen ihrer Zensur. Martin kam mehr und mehr zum Entschluss, keine Frau an seiner Seite mehr haben zu wollen.

Auf Drängen seiner Freunde stellte er seine Dissertation fertig. Am 27. Juni 1997 wurde ihm der Grad eines Doktors der montanistischen Wissenschaften verliehen. Er war 28 Jahre alt. Wenige Monate später nahm der junge Akademiker die erste Anstellung in der Industrie an. Er übersiedelte in die Schweiz und arbeitete als Entwicklungsleiter eines mittelständischen Unternehmens. Bald stellte sich ein geregelter Tagesablauf des Junggesellen ein. Frühes Weckerklingeln, Rasieren, Arbeit und erschöpftes Einschlummern vor laufender TV-Röhre. Am Wochenende wurde diese Routine von Ausgangstouren mit Kollegen auf der Jagd nach Verpasstem unterbrochen.

Zwei Jahre vergingen, bevor er sich über das Loch in der Sinnhaftigkeit seines Lebens bewusst wurde. Aus Zorn über die vergeudete Zeit holte er eines Abends zum entscheidenden Schlag aus, dem eine ungewohnte Stille in der Singlewohnung folgte. Der zerstörte Fernseher tat zwar dem aufgewühlten Inneren Martins gut, doch womit sollte er jetzt seine vereinsamte Behausung mit Leben erfüllen? Bald teilte er sie mit neu gefundenen Gefährten. Dem kleinen Prinzen<sup>3</sup>, dem Alchemisten<sup>4</sup> oder dem Südsee-Häuptling Tuiavii aus Tiavea<sup>5</sup>.

Leben? Träume! Realität? Im Strudel gefangen, drehte sich Martins ganzes Sein mehr und mehr um die Frage nach dem Sinn. Wo blieb das Risiko des Daseins? Wie viele unter uns haben nicht nur ihr Leben, sondern sogar ihren Tod versichert? Der moderne Mensch holt sich den fehlenden Adrenalin-

stoss durch Riverraffing oder Bungyjumping. Das war nicht, was er suchte. Er wollte aus der Regelgesellschaft ausbrechen. Konnte man sein sicheres Leben verlassen? Was würde mit der Pensionskasse geschehen? Regelmäßig sandte man ihm die Summe zu, die ihm 2034, dem Jahr seiner Pensionierung, ausgezahlt werden würde. Er konnte diese anmutend schöne, auf die letzte Stelle hochgerechnete Zahl, die ihm eine goldene Zukunft sicherte, doch nicht gegen die Unsicherheit und das Risiko einer neuen Wirklichkeit eintauschen!

Am Sonntag, dem 30. April 2000 erwachte Martin früh. Er wusste es! Keine Angst mehr. Nichts zu verlieren! Er würde nicht wie alle anderen bis zur Pensionierung warten. Er würde seine Wünsche und seine Träume in die Tat umsetzen, bevor es zu spät geworden war. Er hatte genug von der Monotonie. Er wollte mehr. Die Welt kennen lernen. Ein Abenteurer. Er wollte noch einmal Tage wie in seiner Kindheit erleben. Tage, die ewig dauern. Momente, die so voller Glück sind, dass man glaubt, an einem verzauberten Ort zu sein. Jetzt kam es ihm vor, als wären die letzten Jahre im Flug vergangen.

Am folgenden Montagmorgen kündigte er seinen Arbeitsplatz und noch am selben Nachmittag die Wohnung. Knapp vier Monate musste er noch ausharren. So lange waren die Fristen der Kündigungen. Genügend Zeit, um seine Reiseart zu definieren und die notwendigen Vorbereitungen zu treffen. Zuerst trennte er sich von seinem Besitz. Mit jedem Möbelstück, das er verkaufte und jedem Kleidungsstück, das er verschenkte, fühlte er die leichter werdende Last. Neben der Reiseausrüstung blieben einzig persönliche Gegenstände und Fotos sowie eine kleine Grundausstattung, die ihm bei einer eventuellen Rückkehr den Neustart erleichtern sollte. In Kisten verpackt wollte er diese bei seinen Eltern in Wien unterstellen.

Bald stand für ihn fest, dass er nicht mit dem Rucksack abfahren, von einer Attraktion zur anderen hetzen und in Lonely Planet<sup>6</sup>-Absteigen und -Kneipen herumhängen wollte. Sein Ziel war es, die letzten Winkel der Kulturen zu ergründen. Aus Erfahrung wusste er, dass dies nicht entlang des Backpacker-Trampelpfades möglich war. Zu Fuß oder mit dem Fahrrad schien ihm zu anstrengend, per Anhalter oder mit dem Motorrad zu gefährlich. Es blieb für ihn nur die Variante eines Autos. Wegen der mangelnden Mechanikerkenntnisse halfen Freunde bei der Suche und der Auswahl eines Geländewagens. Die Entscheidung fiel auf einen Toyota LandCruiser HJ61, Baujahr 1987, mit wenig mehr als 193 Tausend Kilometern Tachostand. Der vier Liter Turbodiesel besaß genügend Kraft, um die tiefsten Sandstraßen zu meistern. Martin hatte Glück und erstand das Fahrzeug komplett ausgestattet zu einem günstigen Preis. 300 Liter Kraftstofftank, 4.5 Tonnen Seilwinde



mit verstärkten Stoßstangen vorne und hinten, Dachzelt und Dachträger, Wasserfilteranlage, GPS<sup>7</sup> und Kompass, Kompressor zum Reifen aufpumpen, luftgefederte Sitze, Intercooler, verstärktes Fahrwerk, robuste, große Reifen und vieles mehr. Die Rückbank montierte er heraus und baute den hinteren Teil mit einfachen Mitteln aus. Auf fünf Aluminiumkisten und einer Kühlbox war eine provisorische Schlafstelle für kalte Nächte. In den fünf Kisten sollte sein ganzes Hab und Gut Platz finden. Mit einer Lastwagenhupe und einem Feuerlöscher komplettierte Martin die Ausrüstung.

Einziges Problem waren noch die Behörden. Da Martin seine Stelle gekündigt hatte, verwirkte er als Ausländer auch gleichzeitig sein Wohnrecht in der Schweiz. Ein Schweizer Auto zu besitzen war für ihn demnach, rein rechtlich gesehen, nicht mehr möglich. Den Schweizer Führerschein sollte er wieder durch den österreichischen ersetzen. Dies alles ginge nur mit einem Wohnsitz in seinem Heimatland. Martin hatte aber den Militärdienst bis anhin noch nicht absolviert. Mit einem Studiumsaufschub und der anschließenden „Flucht“ ins Ausland war er bislang erfolgreich der kriegerischen Gehirnwäsche entkommen. Eine Wohnsitzmeldung in Österreich hätte den sofortigen Einzug in die Armee zur Folge gehabt.

Warum sollte er gemeldet sein? Er hatte sich entschlossen, ein Vagabund zu werden! Abgesehen davon haben Nomaden per Definition keinen Briefkasten. Martin musste bitter erfahren, dass sein Status ohne Adresse tief gesunken war. Die Versicherungen weigerten sich, ihn gegen Krankheit, Unfall oder Haftpflicht zu versichern. Die Kreditkartengesellschaft kündigte ihm kurzer Hand und ohne nachzufragen den Vertrag. Es nutzte ihm nichts, dass er seine Rechnungen immer pünktlich beglichen hatte. Verlöre er seinen Pass, würden ihm die Behörden möglicherweise keinen neuen mehr ausstellen. Er passte nicht mehr ins System. Man konnte ihm keine Mahnungen mehr schreiben oder Strafen per Post zusenden. Er konnte nicht mehr mittels Steuern, Abgaben oder Gebühren „gemolken“ werden. War er damit für seine Gesellschaft wertlos geworden? Der Preis schien vorerst hoch.

*MARTINS ERSTER TAGEBUCH-EINTRAG VOM 18. SEPTEMBER 2000*

*Überladen wie ein afrikanisches Buschtaxi fuhr ich am Morgen ab. An der schweiz-österreichischen Grenze, St. Margrethen, bekam ich die ersten erwarteten Schwierigkeiten mit den Behörden:*

*Österreichischer Zöllner I: „Haben Sie etwas zu verzollen?“*

*Ich: „Ja, ich siedle zurück nach Österreich und habe mein gesamtes Hab und Gut dabei.“*

*Österreichischer Zöllner I: „Na, dann stellen Sie das Fahrzeug da vorne hin und gehen Sie da rein ...“*

*Österreichischer Zöllner II: Na des geht aber net am Samstag, haben Sie sich denn nicht erkundigt? Außerdem fehlt da ja noch die Anmeldung in Österreich. Wo werden's denn wohnen? Das ist eine EU-Außengrenze und Sie führen da Schweizer Ware mit. So einfach geht des net, da sind ja Elektrogeräte und Schmuck dabei ... Sie können ja versuchen, in der Schweiz einen Spediteur zu finden, der Ihnen heute noch ein T1 (ich nehme an ein behördliches Formular, wollte es aber nicht genau wissen) ausstellt und dann können's wenigstens bis Wien weiter fahren.“*

*Ich musste umkehren. Beim Schweizer Zollhäuschen angekommen, wollten mich diese nicht mehr zurückreisen lassen. Ich hing im Niemandsland fest. Eine halbe Stunde redete ich auf die hübsche Zollbeamtin ein, bis sie mich in ihr Land zurück ließ. Ich versuchte es noch einmal bei einem anderen, kleineren und weniger frequentierten Grenzübertritt weiter südlich.*

*Österreichischer Zöllner III: „Führen Sie Waren mit?“*

*Dieser Beamte bekam ein überzeugendes und deutliches „NEIN!“ von mir zu hören. Er musterte den überladenen Toyota, das Dachzelt, das Fahrrad am Dachträger, darunter zwei militärgrüne Aluminiumkisten, zu guter Letzt das voll gestopfte Wageninnere (die Kisten, die ich bei meinen Eltern unterstellen werde). Der alte Toyota streckte wegen der schweren Last seine Kühlerhaube gegen den Himmel, als wollte er die Straße verlassen und zu den Sternen fahren. Zwanzig Sekunden Schweigen. Eine Stille, die so lange dauerte wie das Warten eines Verhungerten auf eine Schale Reis. Ich konnte mir die Gedanken des Beamten bildlich ausmalen.*

*Spekulative Gedanken des österreichischen Zöllners III: „Wenn ich den Typen jetzt anhalte und sein Auto durchsuche, komme ich zu spät zum Mittagessen, muss einen langen Bericht schreiben und werde erst am späten Abend zu Hause sein ...“*

*Endlich der befreiende Wink zur Weiterfahrt. Die erste Hürde war gemeistert.*

In der folgenden Woche verlebte Martin ein paar unbeschwerte Tage in Wien. Sein Vater kam frisch vom Spital, mit einem Katheter, aber guten Mutes. Dies war einer der Gründe, warum Martin beschlossen hatte, seine Reise anzutreten. Träume waren am einfachsten in jungen ungebundenen Jahren auszuleben. Martins Eltern waren zwar noch nicht alt, der körperliche Abbau machte sich dennoch bemerkbar. Erst vor ein paar Monaten hatte der

Vater bei einer routinemäßigen Gesundenuntersuchung die Hiobsbotschaft bekommen. Prostatakrebs. Zum Glück im frühen Stadium und heilbar. Die Operation verlief gut.

Martin fuhr ab. Via Gardasee durchfuhr er die Toskana und bestieg den schiefen Turm von Pisa. Im chaotischen Mittagsverkehr von Rom lief das Truckerhorn erstmals richtig warm („when in Rome, do as the Romans do“).

*Aus MARTINS TAGEBUCH AM 28. SEPTEMBER 2000*

*Ich telefonierte nach Hause. Mein Vater musste überraschend ein zweites Mal operiert werden. Gestocktes Blut war in seine Lungen gekommen und er erlag fast einer Embolie. Während er drei Tage in der Intensivstation verbrachte, kam der Verdacht auf einen zusätzlichen Darmkrebs auf. Es hatte alles so gut ausgesehen, als ich mein Elternhaus verließ!*

*Meine Mutter war nervlich am Ende, als ich mit ihr telefonierte. Gemeinsam weinten wir wortlos am Telefon. Die Leitung füllte sich mit Angst und Hoffnung zugleich. Auch meinen Vater konnte ich später telefonisch im Spital erreichen. Er klang ruhig und gelassen. Ich bin nun sicher, dass meine Entscheidung richtig war. Das Leben ist zu kurz und man muss jede Sekunde auskosten. Hoffentlich ist er bald gesund. Wir wollen gemeinsam Australien bereisen.*

In Brindisi nahm Martin die Fähre nach Patras in Griechenland. Für diese Jahreszeit ungewöhnlich schlechte Wetterverhältnisse ließen ihn in einem hohen Tempo reisen. In nur einer Woche erreichte er Istanbul, die Stadt am Bosphorus. Am Campingplatz traf er auf Daniella und Louis. Das englische Paar war mit Winny, einem weißen Landrover Defender unterwegs. Louis war ein 25 jähriger rothaariger quirliger Typ und die 21 Jahre junge Daniella ruhig und schüchtern. Sie wollten wie Martin zu Weihnachten in Goa sein, sich anschließend nach Südostasien durchschlagen und den Geländewagen von Singapur nach Australien verschiffen. Die drei verstanden sich auf Anhieb und beschlossen gemeinsam gegen Osten zu ziehen.

*Aus MARTINS TAGEBUCH AM 26. OKTOBER 2000*

*Früh morgens hatten wir prächtiges Wetter. Die Temperatur lag ein paar Grade unter Null. Die heutige Strecke führte über einen 2'200 Meter hohen Pass. Die Landschaft ist überwältigend. Die neu erlangte Freiheit spürbar. Zum ersten Mal in meinem Erwachsenenleben fühle ich Unabhängigkeit. Kein Ballast füllt meinen Kopf mehr.*

*In einem kleinen Ort machten wir unsere Einkäufe. Wir fühlten uns fremd. Anscheinend kamen hierher noch nicht viele Touristen. Daniella, mit ihrem langen*

*blonden Haar, wurde besondere Aufmerksamkeit zugedacht. Ab hier wird es für sie besser sein, in der Öffentlichkeit ein Kopftuch zu tragen.*

*Kurz nach Erzincan verließen wir die Hauptstraße, um einen wunderschönen Platz zum Kampieren zu finden. Auf einer ebenen Wiese stehen wohlgeformte, Schatten spendende Kopfweiden. Gleich daneben fließt ein Fluss, rundherum füllen schneebedeckte Berge den nahen Horizont.*

*Aus MARTINS TAGEBUCH AM 27. OKTOBER 2000*

*Nach der Campingidylle fuhren wir am Nachmittag nach Erzincan einkaufen. Auf dem Rückweg fiel ein Metallstück aus dem Toyota. Es war ein großes Bruchstück eines Federblattes. Binahe in Panik rief ich meinen Schweizer Automechaniker mit Louis' mobilem Telefon an. Dieser beruhigte mich. Ich könne bis zur nächsten Werkstatt weiter fahren.*

*Wir kochten das Abendessen, als uns ein paar Türken in einem kleinen Bus besuchten. Sie waren auf den Weg zum Nachbardorf. Eine der jungen Frauen lebt und arbeitet in Deutschland und wollte uns einladen, um bei ihrer Familie zu übernachten. Wir lehnten dankend ab, unsere Lammeulen brutzelten bereits auf dem Grill vor sich hin. Auf ihrem Rückweg versicherte sich die türkische Großfamilie noch einmal, dass mit uns alles in Ordnung war. Wir luden sie daraufhin zum morgigen Frühstück ein.*

*Aus MARTINS TAGEBUCH AM 28. OKTOBER 2000*

*Unsere Gäste kamen wie abgemacht. Sie luden uns zu einem köstlichen Mittagessen und zum Duschen, respektive zu einem Eimer heißen Wassers ein. Nach der landesüblichen längeren Abschiedszeremonie zogen wir um zwei Uhr Richtung Osten weiter. Die Landschaft wurde bizarrer und einsamer.*

*In Erzurum angekommen hielten wir bei der ersten offenen Werkstatt. Ich schilderte mein Problem mit der gebrochenen Feder. Die beiden Mechaniker bemerkten dazu lediglich: „No problem“. Eine Phrase, die ich in den nächsten Stunden noch mehrmals zu hören bekam. Ein Albtraum begann.*

*Ohne einen Wagenheber anzusetzen, fing einer der beiden Mechaniker an, die Schrauben des Federpaketes zu öffnen, die offensichtlich die gesamte Last trugen. Ich wies darauf hin. „No problem“, sein Kommentar. Ich bin kein Automechaniker und lasse mich aus diesem Grund, was Autoreparaturen anbelangt, gerne belehren. Weil die letzte Mutter nur noch durch ein paar Gewindegänge gehalten wurde, knickte der Wagen mit einem großen Ruck ein. Das Gewinde riss durch das Gewicht der gesamten hinteren Achse aus. Zwischen dem Auto und dem Mechaniker waren nur noch ein paar Millimeter Platz und darüber drei Tonnen Stahl. Ein leiser werdendes „no problem“ klang unter dem Wagen heroor.*

Gewaltsam stemmte der Türke die gebrochene Feder aus dem Schlamassel und fuhr mit dem Bruchstück in seinem Auto davon. Der zweite Arbeiter richtete in der Zwischenzeit den Wagen mit einem zu klein geratenen Wagenheber und morschen Holzstücken auf. Nach zirka einer Stunde kam der Mechaniker tatsächlich mit einer Feder zurück, die halbwegs dem Original glich. Wieder wurde zuerst gehandelt und zu spät nachgedacht. Die asymmetrische Feder war nach über einer Stunde Arbeit verkehrt eingebaut worden. Mit einem „no problem“ wollten mich die beiden Mechaniker weiter fahren lassen. Nach einiger Überzeugungsarbeit hatten sie den kleinen Unterschied bemerkt. Die Reparatur begann von neuem. „No problem“. Nach weiteren unerwarteten mechanischen Problemen war die Blattfeder erst um elf Uhr nachts richtig eingebaut.

Wegen der fortgeschrittenen Zeit durften wir unsere Autos in der Garage parken und drinnen schlafen. Die beiden Türken sperrten uns von außen ein. Durch unser Licht angezogen kam ein Lastwagen mit technischen Schwierigkeiten herangefahren. Er bemerkte bald, dass wir nicht die gesuchten Fachkräfte waren und parkte seine 40 Tonnen vor der großen Glastüre.

AUS MARTINS TAGEBUCH AM 29. OKTOBER 2000

Um sieben Uhr morgens waren wir startklar. Der Garagenbesitzer kam um neun. Die Türe war offen und der Tag hielt ein neues Problem für uns parat. 40 Tonnen Altmetall vor der Einfahrt. Wir weckten den schnarchenden Fahrer. Nach mehreren Startversuchen war klar, dass er die Maschine nicht ohne fremde Hilfe zum Laufen bringen würde. Hätten wir nicht geholfen, den LKW mit unseren Batterien zu starten, hätten wir eine weitere Nacht in dieser Garage verbringen müssen.

AUS MARTINS TAGEBUCH AM 30. OKTOBER 2000

Wir fuhren weiter in Richtung iranische Grenze. Es ist noch immer wunderschön, diese Straßen entlang zu brausen. Kein Verkehr, fantastische Landschaften und märchenhafte Gestalten. In Dogubayazit suchten wir den Campingplatz auf und tranken zu gerösteten Knoblauchbrotchen unser letztes Bier. Der Berg Ararat, der heilige Berg der Armenier, füllte nebelverhangen die Kulisse. Hier soll die Arche Noah gestrandet sein. Zum Dessert schupfte ich wienerische Palatschinken mit Schokoladesauce.

AUS MARTINS TAGEBUCH AM 31. OKTOBER 2000

Um halb elf trafen wir nervös an der türkisch-iranischen Grenze ein. Ein langwieriges Prozedere begann. An fünf Stationen wurden unsere Daten und die der Autos in insgesamt drei große schwere Bücher und in zwei Computer eingetragen. Türkische Schieber boten uns eine Abkürzung des offiziellen Prozederes für wenige Dollar an. Wir zogen den komplizierten, kostenlosen Weg vor. Auf der iranischen Seite wie-

derholte sich ein ähnlicher Vorgang. Dazu kam das Stempeln des Carnets<sup>8</sup>. Nach wenigen Stunden Bürokratie war es so weit. Wir waren in der islamischen Republik Iran. Was wird uns entlang der „Achse des Bösen“ erwarten?

Die Zeit war fortgeschritten. Wir schafften es vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr nach Täbriz. Der nächsten Stadt mit Unterkünften. In den Reiseführern wurde von nächtlichen Fahrten in diesen Gegenden dringend abgeraten. Aus diesem Grund fuhren wir von der Hauptstraße und kampierten auf einem Feld. Kurze Zeit später kam ein älterer Schäfer misstrauisch näher. Wir begrüßten einander durch Zuwinken. Louis kochte das Abendessen und kreierte abermals Reis mit Tomaten, Mais und Thunfisch. Ich kann mich nicht erinnern, dass er je anderes gekocht hätte. Mit vollem Bauch saßen wir unter unserem Planenverschlag, als uns der Hirte mit seinem zwölfjährigen Sohn besuchte. Sie brachten eine mit frischem Jogurt gefüllte große Schüssel, einen dicken Stapel Fladenbrote und eine kleine Schale Sonnenblumenkerne mit. Wir kochten dazu Kaffee. Ein Getränk, das die beiden nicht kannten. Das Gebräu war ihnen sichtlich zu bitter. Wir machten Tee.

Die Verständigung untereinander stellte sich als schwierig heraus. Die Englischkenntnisse des Sohnes erschöpften sich in vier Worten: „We have a house“. Wir entnahmen diesen Worten eine Einladung in ihr Haus und lehnten dankend ab, da unser Camp bereits errichtet war. Weil uns der Gesprächsstoff wenige Minuten später ausging, packte Louis seine Digitalkamera aus und schoss ein Foto der verdutzten Gesichter. Die zwei waren mit Louis' fotografischen Künsten nicht einverstanden. Er musste es nochmals versuchen. Entgegen unserer Kultur in eine Kamera zu lachen, schauten die beiden mit strenger Miene in die Linse und versuchten, Furcht einflößend auszusehen. Nach dem vierten Belichtungsversuch waren sie mit Louis' Ergebnis zufrieden.

Sollte dies jenes Land sein, das so viele negative Schlagzeilen in der internationalen Presse erntet? Meine ersten Eindrücke sind überwiegend positiv.

Die drei Abenteurer fuhren weiter Richtung Teheran und hatten ausschließlich schöne Erlebnisse. Sie wurden regelmäßig von der Landesbevölkerung zum Essen oder zum Übernachten in ihren Häusern eingeladen. Eines Tages suchten sie in der Dunkelheit nach einem geeigneten Platz zum wild Kampieren, als ein Mann herbeigeeilt kam und forsch meinte: „Hier könnt ihr nicht übernachten“. Er schleppte sie in sein Haus, räumte das schönste Zimmer auf und stellte es den dreien für diese Nacht zur Verfügung. Am nächsten Morgen traute Louis seinen Augen nicht. Der Gastgeber war dabei, den platten Reifen von Winny zu flicken, den sich Louis am Vortag durch einen Nagel geholt hatte. Louis wollte dem Mann zur Hand gehen. Der wies ihn bestimmt zurück und servierte ihm stattdessen Tee.

Aus MARTINS TAGEBUCH AM 4. NOVEMBER 2000

Bevor ich diesen Tag beschreibe, muss ich noch etwas loswerden. Ich bin erschüttert über die Vorurteile der westlichen Welt. Noch vor einer Woche glaubte ich die Geschichten, die man sich von Persien erzählt. Ich erwartete unbarmherzige Religionsfanatiker an jeder Ecke anzutreffen, die den Dieben des Landes die Hände abhacken. Vieles, was wir über den Iran und über die gesamte islamische Welt hören und lesen, scheint Humbug zu sein. Nachrichten werden von uns viel zu ernst und wichtig genommen. Wir glauben nicht nur jedes Wort, das uns die westlichen Zeitungen wissen lassen wollen, wir verallgemeinern auch Schlagzeilen. Selbst in den Reiseführern werden Märchen erzählt. Um das Land spannender zu machen. Der Iran zeigt sich uns als ein modernes Land, in dem sich jeder frei bewegen kann. Ein paar Regeln sind allerdings anders als die bei uns zu Hause. Fragwürdige Gesetze gibt es überall. Entgegen den Reiseführern, die ich zuvor las, darf man die linke Hand zum Essen benutzen. Man darf mit Frauen sprechen oder ein T-Shirt tragen. Viele haben Satellitenanschluss und trinken Alkohol. Nicht in der Öffentlichkeit, das ist verboten. Wie bei uns das Rauchen von Marihuana. Hier ziehen sich die Menschen beim Alkoholkonsum in ihre Häuser zurück. Zu Hause leben viele nicht anders als wir in der westlichen Welt. Der augenscheinlichste Unterschied ist die Kleidung. Frauen müssen ihren Körper und ihr Gesicht verhüllen. Menschen aus dem christlichen Kulturkreis empfinden das abstoßend und unterdrückend. Es gibt einen historisch gewachsenen Hintergrund dazu. Auch wir in Europa haben Kleidungsvorschriften. Ich möchte nicht wissen, was mit einem Eingeborenen aus Borneo passiert, wenn er nackt am Wiener Flughafen landet. Für die Mode- und Make-up-Industrie ist in islamischen Ländern zugegebenermaßen nicht viel zu verdienen. Das Kopftuch findet man ebenso in unserem Kulturkreis. Ältere Bäuerinnen tragen es noch immer und niemand empfindet das als anstößig.

Wir kämpften uns beim morgendlichen Stossverkehr bis in die Innenstadt Isfahans durch. Louis und Daniella sind zur Touristeninformation gegangen, ich wartete bei den Autos im Parkverbot. Minuten später sprach mich ein sympathischer Mann an. Ein Teppichhändler. Wir plauderten miteinander. Die Engländer kamen nach ihrem erfolgreichen Telefongespräch zurück und Akbar, der Teppichhändler, führte uns durch den Bazar.

Abschließend mussten wir sein kleines Geschäft besichtigen. Er hat sich auf Teppiche von Nomaden spezialisiert, die ohne Vorlage interessante Einzelstücke knüpfen. Im Gegensatz zu den Massenwaren am Markt sind seine Teppiche unregelmäßig gewoben und zeigen ihre Einzigartigkeit. Wir erfuhren Details über die unterschiedlichen Stämme und deren Art, Teppiche zu produzieren.

Bevor wir Akbars kleines Geschäft betraten, machten wir klar, dass wir keinen Bedarf an Teppichen hätten und keine kaufen würden. Wir kauften doch. Jeder von uns

ein Stück. Nicht weil er uns unter Druck setzte. Im Gegenteil. Es machte unheimlich Spaß auf persisch einzukaufen und zu feilschen. Ich erwarb einen sandfarbenen Kelim.

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Selbstständige, wissenschaftliche Abhandlung für die Zulassung zum Promotionsverfahren (Erwerb des Doktorgrades).
- <sup>2</sup> C. Wedekind.
- <sup>3</sup> Der Kleine Prinz von Antoine de Saint-Exupéry.
- <sup>4</sup> Der Alchemist von Paulo Coelho.
- <sup>5</sup> Der Papalagi; Die Reden des Südsee-Häuptlings Tuiavii aus Tiavea.
- <sup>6</sup> Reiseführer für Reisende mit kleinem Budget.
- <sup>7</sup> Global Positioning System, Satellitennavigationssystem.
- <sup>8</sup> Carnet de Passages en Douane: Zolldokument für den vorübergehenden Import eines motorisierten Fahrzeuges. Wird vom Automobilclub ausgestellt und entspricht einem Reisepass fürs Auto.

## NIESELREGEN

Aus MARTINS TAGEBUCH AM 5. NOVEMBER 2000

Louis füllt gerade seine fünf Reservekanister am Dachträger. Mit dem Wetter haben wir bislang kein Glück gehabt. Heute Nacht hatte es zu regnen begonnen. Wir frühstückten in einem Teehaus und fuhren zur Polizei, um die Visa von Daniella und Louis verlängern zu lassen. Es klappte. Sie dürfen sich einen weiteren Monat im Iran aufhalten. Wir zogen weiter in südlicher Richtung nach Shiraz. Wir sind auf einem Hochplateau und bis zu 2'200 Meter hohe Pässe liegen vor uns. Die Kanister sind voll. Weiter gehts.

---

Ich sitze in einem Hotel in Isfahan. Es ist bereits der 7. November 2000 abends. Seit langer Zeit meine ersten Minuten alleine. Ich werde versuchen, die letzten 48 Stunden, die schlimmsten in meinem Leben, zu rekonstruieren. Ich stehe noch immer unter Schock. Jetzt, wenn ich alleine bin, kann ich endlich weinen und über meine scheinbar hoffnungslose Lage in Ruhe nachdenken.

Zu den letzten Stunden:

Wir fahren in Richtung Shiraz, ich voran und hinter mir Louis. Es muss zirka fünf Uhr abends gewesen sein. Die Dämmerung brach herein und es nieselte auf die staubige Bergstraße. Zwischen mir und Winny, dem weißen Landrover, waren zwei oder drei LKWs. Auf den kurvigen Bergstraßen schlichen die überladenen Lastwagen rauchend und im Schrittempo die steilen Neigungen hinauf. Trotz des starken Gegenverkehrs waren wir zum Überholen gezwungen. Um die Engländer aufholen zu lassen, hatte ich mein Tempo reduziert. Auf 70 oder 80 Stundenkilometer. Vor mir lag eine lang gezogene, schlecht einzusehende Rechtskurve. Plötzlich auf meiner Spur ein überholender LKW. 150 Meter vor mir. Nichts Außergewöhnliches in diesem Land. Ich fuhr entsprechend bremsbereit.

Ich bremste.

Keine Reaktion!

Der drei Tonnen schwere Geländewagen fuhr weiter gerade aus. Wie wenn ich das mittlere Fußpedal nicht gedrückt hätte. Wie wenn kein Hindernis vor mir auf der Straße wäre. Ich wollte auf den rechten Straßenrand ausweichen und drehte am Steuerrad.

Nichts!

Noch immer fuhr der Toyota unbekümmert dem überladenen LKW entgegen. Es waren noch 50 Meter. Bodenhaftung gleich null. Keine Kontrolle über den Wagen. Ein Schmierfilm aus Staub, Schmutz und Regen zwischen der billigen Asphaltstraße und dem teuren Gummi der breiten All-Terrain-Reifen.

Das Hindernis kam näher und näher. Ich hatte mein Tempo auf der abschüssigen Straße um keinen Stundenkilometer reduzieren können. Mir war, wie wenn ich an Geschwindigkeit zugelegt hätte. Ich war hellwach. Die Gedanken flitzten zehn mal schneller als gewöhnlich hin und her. Um mich herum liefen die Geschehnisse in Zeitlupe ab.

Ein Frontalzusammenstoß mit einem der LKWs würde tödlich für mich enden. Mit Glück im Rollstuhl. Was hatte mir mein Vater immer eingetrichtert? Vermeide unter allen Umständen einen Frontalzusammenstoß! Alles andere ist besser. Nur nicht frontal auf ein Hindernis. Kein Airbag im 87er Modell. Meine letzte Chance war der linke Straßenrand, an den mich die Fliehkraft ohnehin drängte. Zu langsam. 25 Meter. Steuerrad nach links, Vollgas. 10 Meter. Der Toyota driftete in Richtung Straßengraben. 5 Meter.

Endlich hatte ich die Asphaltstraße verlassen. Ohne Zusammenstoß! Die Räder waren auf Kies. Sofort hatte ich Kontrolle über Bremsen und Lenkung. Zu spät! Die Kühlerhaube des Toyotas zeigte in Richtung Straße, doch der Wagen driftete weiter auf den Abgrund zu. Die beiden LKWs hatte ich passiert. Gegen die Schwerkraft der 100 Meter tiefen und steilen Böschung kam ich nicht mehr an. Sie hatte mich und zog mich bergab. Dann der erste Überschlag. Der zweite. Noch ein dritter. Schläge prasselten von allen Seiten auf mich ein. Reflexartig rollte ich mich zusammen. Arme über den Kopf. Ein instinktiver Versuch in dem immer kleiner werdenden Raum zu überleben. Ich schrie: „Nein, nein! Nicht überschlagen! Bitte, bitte nicht!“

Dann unerwartete Stille.

Plötzlich rauschte das Blut laut in den Ohren.

Der Wagen war auf dem Dach liegen geblieben. Ein großer Stein hatte weitere Überschläge verhindert. Es ginge nochmals 50 Meter bergab. Ich fühlte nichts. Ich stand unter Schock. War ich verletzt?

Zuerst musste ich raus aus dem Auto. Kurz zuvor hatte ich getankt – 300 Liter Treibstoff über mir! Ich hing im Sicherheitsgurt. Rundherum war alles eingedrückt. Die Fenster waren nur noch halb so groß wie vor ein paar Sekunden. Ich öffnete den Gurt und schaffte es, mich aus eigener Kraft zu befreien. Ich erinnere mich unscharf daran, dass einer der LKW-Fahrer herbeigeeilt kam. Er hielt den linken Daumen in die Höhe, „Yes, I am OK.“ Den Zeigefinger, „Yes, I am alone.“<sup>41</sup> Er verschwand. Hatte er Besseres zu tun?

Wieder alleine, tastete ich mich zuerst von oben bis unten ab. Anscheinend hatte ich mir keine Verletzung zugezogen. Ich kletterte den Hang hinauf und setzte mich auf das Dachzelt. Das lag 30 Meter weiter oben. Es hatte sich gleich beim ersten Überschlag gelöst. Es war bitterkalt. Nur im T-Shirt, starrte ich fröstelnd in die Tiefe. „Wach auf Martin, das ist ein böser Traum“ muss ich mehrere Male zu mir gesagt haben. Ich blieb eine Stunde sitzen. Oder waren es zwei? Von der Straße aus

konnte mich keiner sehen. Langsam wurde es zur Gewissheit. Das war real und kein Albtraum.

Mit der Zeit wurden meine Gedanken klarer. Es war dunkel geworden und begann heftiger zu regnen. Zuerst bräuchte ich die Taschenlampe. Ich fand sie im Chaos des Wageninneren. Als nächstes das Funkgerät. Louis hatte mir eines geborgt, um mit ihm während der Fahrt sprechen zu können. Die Engländer hatten anscheinend den Unfall nicht gesehen. Vielleicht hatten sie bemerkt, dass ich nicht mehr vor ihnen fuhr und mit der Suche begonnen? Zwei Hilferufe konnte ich senden. Dann waren die Batterien leer. Abgesehen davon hat das Funkgerät nur eine Reichweite von zwei Kilometern in ebenem Terrain. Hier in den Bergen viel weniger. Trotzdem, es war mein letzter Strohhalm. Jetzt erst begann ich zu verstehen, in welcher Situation ich steckte. Ich war über 5'000 Kilometer von meiner Heimat entfernt, in einem Land, in dem ich weder Sprache noch Kultur verstand und hatte diesen kapitalen Unfall. Niemand würde mir zu Hilfe eilen. Kein Rettungsauto und keine Feuerwehr. Nur ich selbst konnte mir helfen. Sollte das eines der Abenteuer sein, das ich mit dieser Reise suchte?

Zurück zum Strohhalm. Batterien im zerstörten Auto zu finden war aussichtslos. Zum Glück hatte das GPS die gleichen Akkus. Meine Finger waren durch die Kälte steif und gefühllos geworden. Es war mir nicht mehr möglich, das kleine Funkgerät zu öffnen. Ich versuchte es immer wieder. Es gelang mir nicht. Aus Zorn und Hilflosigkeit standen mir Tränen in den Augen. Ich kletterte zur Straße. Kämen die beiden zurück, könnten sie mich sehen. Auf der anderen Straßenseite hielt eine Gruppe von Jägern. Sie bemerkten mich und sahen die Unfallstelle. Ebrahim, der Älteste der Gruppe, half mir die Batterien einzusetzen und ich sendete den ersten Funkspruch. Keine Antwort! Noch einmal: „This is Martin. I had an accident. Louis, can you read me?“<sup>2</sup> Nur Rauschen. Zwanzig weitere Funksprüche. Alle ohne Erfolg. Louis und Daniella waren längst meilenweit entfernt.

Die Männer sahen sich das Autowrack an. Ebrahim schickte einen seiner Söhne um Hilfe. Beim Betrachten des zerbeulten Blechhaufens wurde mir bewusst, welches Glück ich gehabt hatte. Da sollte niemand mehr lebend rauskommen. Ich aber hatte nur einen Kratzer am linken Schienbein abbekommen. Ebrahim setzte mir seine wollene Mütze auf und zündete einen Busch mit einem Kanister Petroleum an. Die Temperatur war unter den Gefrierpunkt gesunken. Mein Pullover lag unzugänglich im hinteren Teil des Wagens.

Der Toyota hatte kein Treibstoffleck. Nachdem ich die Zündung eingeschaltet hatte, funktionierte die an der vorderen Stosstange angebrachte Seilwinde trotz der Überkopflage. Ich entrollte das gesamte Stahlkabel und wickelte es so um den Toyota, dass ich ihn aufrichten konnte. In der Zwischenzeit kam der Sohn Ebrahims mit einem Pickup zurück. Auf der Ladefläche lag ein kaputter, riesengroßer LKW-Reifen.

Der wurde sofort entzündet. Der alte Reifen spendete eine unglaubliche Wärme und genügend Licht für unsere Bergungsarbeiten. Es war nicht die Zeit für Umweltgedanken. Ein kurzer Ruck des Pickups am Stahlseil genügte, um den Toyota zu wenden. Die Böschung war zu steil und der Wagen überschlug sich ein weiteres Mal, bevor er letztendlich doch noch auf den Rädern landete. Einer der Reifen explodierte.

Noch immer war kein Treibstoffleck zu entdecken. Ich kroch ins Auto und schaltete die Zündung ein. Die Iraner schreckten zurück. Sie konnten nicht glauben, dass der Toyota nicht mit Benzin sondern dem weniger explosiven Diesel betrieben wurde. Der kommt in diesem Land ausschließlich in LKWs zum Einsatz. Schon an den Tankstellen hatte man mir daher viel Aufmerksamkeit geschenkt. Ich startete. Der Motor lief. Unfassbar! Nachdem wir den Reifen gewechselt hatten, fuhr einer der jungen Männer mein Auto zurück auf die Straße. Unglaublich, der Wagen war noch geländegängig. Das Dachzelt und den Dachträger packten wir auf den Pickup. Ein letztes Mal suchten wir die Unfallstelle ab. Wie viel würde von meiner Ausrüstung geblieben sein? Durch das Licht des brennenden Reifens angezogen, kam eine Handvoll Schaulustiger. Ich musste mit ansehen, wie einiges in ihren Taschen verschwand.

Zurück auf der Straße, war nur noch der Pickup da. Mein LandCruiser war verschwunden. Ebrahim beruhigte mich. Körpersprache ist international. Wir fuhren zu Ebrahims Haus ins rund 20 Kilometer entfernte Gadarabat. Ich versuchte den Helfern zu erläutern, was geschehen war. Niemand konnte Englisch. Mir kamen die Tränen. Die Kinder lachten. Ebrahim telefonierte und sein Bruder gab mir zu Essen. Ich brachte keinen Bissen hinunter. Eine Stunde später kam Magid. Der junge Mann konnte gebrochen Englisch. Ich beschrieb ihm meine Lage und was passiert war. Suspekt war ihm, wie jedem anderen im Lande, weshalb ich alleine unterwegs war und weder Frau noch Kinder bei mir hatte. Ein Mann, der eine solche Reise unternehmen konnte, musste genügend Geld haben, um Frau und Kinder ernähren zu können. Ich war auf solche Fragen vorbereitet. Jeder Reiseführer rät von einer Diskussion über ein Singledasein ab. Also behauptete ich, dass meine Familie vor über einem Jahr bei einem Unfall ums Leben gekommen war. Um diese Geschichte zu untermauern und weiteren Fragen auszuweichen, trage ich ein Bild von meiner ehemaligen Freundin mit ihren Neffen bei mir. Auch dies eine Empfehlung von einem Reiseführer.

Wir gingen zum Autowrack und brachen die Hecktüre auf, um an meine Kleidung zu gelangen. Ich bat um eine Dusche. Endlich konnte ich das völlig mit Angstschweiß, Öl und Erde verschmutzte Gewand ablegen und mich waschen. Eine Wohltat. Um zwei Uhr nachts kamen wir zur Ruhe. Ich schlief mit Ebrahim im Wohnzimmer, die Frauen im Schlafzimmer und die Kinder im Gang. Ebrahims Familie war gläubig und lebte streng islamisch-traditionell, mit Ausnahme des Fernsehens.